

... Urban Laffer, Chefarzt Chirurgie am Spitalzentrum Biel und Präsident des Verbandes chirurgisch und invasiv tätiger Ärztinnen und Ärzte der Schweiz (fmCh)

«Ich bin immer noch demütig vor jeder Operation»

Daniel Lüthi

Text und Bilder

danielluethi@gmx.ch

Der Tag von Urban Laffer beginnt immer gleich und immer früh, seit Jahren. Nämlich um fünf Uhr morgens in der Bieler Pasquart-Kirche – mit seiner eigenen Art von Morgen-Meditation: Eine Stunde lang spielt er dann jeweils Orgel, Bach und Mendelssohn zum Beispiel, für sich und ganz allein, «da stört mich niemand». Am Samstag gönnt er sich eine Stunde mehr Schlaf. Und am Sonntag macht er – zumindest an der Orgel – frei.

Im Spital sieht man ihn auch dann.

Kirche und Klinik

Immer schon haben Kirchenmusik und Orgel im Leben des Chef-Chirurgen eine wichtige Rolle gespielt. «Das war der Vorteil der Klosterschule», sagt er, «da hatte man Zeit und Raum für solche Dinge.» 20 Jahre lang leitete er ab 1967 in seinem Geburtsort Bärschwil einen Kirchenchor, «dann ging das mit dem Beruf nicht mehr zusammen.» Kirchenmusik ja, Kirche aber eher nein: «Davon hatte ich nach acht Jahren Einsiedeln genug.» Gemeint ist wohlgerne die Institution,



nicht etwa die Religion. Denn Urban Laffer bekennt ganz selbstverständlich: «Ja, ich bin gläubig. Ich glaube an Gott, und ich glaube ans Gebet.»

Eindrücklich, wie er diesen Glauben in seinem Spital-Alltag integriert: «Vor jeder Operation muss ich ja drei Minuten lang die Hände waschen. Und weil ich ein Gebet kenne, das genau so lange dauert, brauche ich beim Händewaschen schon lange keine Uhr mehr.» Und weiter: «Bei all meinen Eingriffen bin ich mir bewusst, dass ich etwas mache, was auch schlecht herauskommen könnte. Das Leben eines Menschen liegt in solchen Momenten in meinen Händen, ja – und eben doch nicht. Wir Chirurgen sind weder Herrgötter noch Halbgötter, sondern normale Menschen, die gelernt haben, Chirurgie zu praktizieren. Deshalb sind mir Kollegen suspekt, die von sich behaupten, sie hätten keine besonderen Gefühle, keinen Respekt, wenn sie einen Operationssaal betreten. Bei mir jedenfalls gilt auch heute, mit 40 Jahren Erfahrung: Ich bin immer noch demütig vor jeder Operation.»

Glück gehört dazu

40 Jahre praktische Tätigkeit als Chirurg: Das sind bei Urban Laffer wahrscheinlich gegen 1000 operierte Dickdärme, rund 500 Gallenblasen und 300 Schilddrüsen, «und dazu natürlich viele, viele Leistenhernien und Blinddärme, aber die macht man irgendwann halt nicht mehr selber».

Mit spürbarer Befriedigung und Erleichterung stellt Laffer nach all diesen Operationen vor allem eines fest, nämlich dass ihm noch nie ein schlimmer, das heisst irreparabler Fehler passiert sei. Das habe mit Können und Wissen zu tun, ja, mit Vorsicht und Erfahrung. Aber: «Ich bin mir bewusst, dass in meinem Beruf immer auch eine Portion Glück dazu gehört.»

Und wenn trotz allem einmal etwas schiefgehen würde? «Dann ist in erster Linie Transparenz angesagt, Offenheit dem betroffenen Patienten und seinen Angehörigen gegenüber. Das Problem beginnt immer dort, wo ein Arzt das Gespräch verweigert.» Natürlich sei es für einen jungen Arzt – mit Blick auf die bevorstehende Karriere – schwieriger, einen Fehler einzugestehen, schränkt Laffer ein, für ihn als alten Hasen sei es einfacher, diese Kultur nicht bloss zu predigen, sondern im Ernstfall auch zu leben.

Überhaupt würden ihm seine jungen Kollegen oft leidtun, sagt er, denn bei ihnen habe der Druck markant zugenommen – gerade mit der gesetzlich festgeschriebenen 50-Stunden-Woche.

«Mich fragte damals niemand, wie viel ich arbeite, ich konnte mir meine Zeit noch selber einteilen. Da reichte es ab und zu sogar für eine Kaffeepause im OPS oder einen Schwatz mit einer Schwester.» Dass er zu Beginn seiner Karriere in der Neurochirurgie auch mal eine Woche lang praktisch durchgearbeitet und nur einmal acht Stunden am Stück geschlafen habe, dürfe er heute ja fast nicht mehr erzählen. Etwas Stolz über das Geleistete drückt trotzdem durch.



Urban Laffer

Prof. Dr. med. Urban Laffer wurde 1946 in Bärswil (SO) geboren. Das Gymnasium besuchte er an der Stiftsschule in Einsiedeln, wo er 1967 die Matura machte. Medizin studierte er in Basel (Staatsexamen 1974). Weiterbildungen führten ihn nach Chicago (1977/78) und Davos, wo er 1979/80 auch Club-Arzt des EHC Davos war. Am Universitätsspital Basel bildete er sich bis 1983 zum Facharzt Chirurgie weiter, hier wurde er dann auch Oberarzt und leitender Oberarzt. Seit 1995 ist Urban Laffer Chefarzt der chirurgischen Klinik und seit 1996 auch Mitglied der Geschäftsleitung am Spitalzentrum Biel, seit 1998 Professor für Chirurgie an der Universität Bern und seit 2004 Präsident des Verbandes chirurgisch und invasiv tätiger Ärztinnen und Ärzte der Schweiz (fmCh).

Urban Laffer ist verheiratet und Vater von drei erwachsenen Töchtern. Mit seiner Frau wohnt er in Bellmund bei Biel.

Beim Blick auf Gegenwart und Zukunft dominiert das Bedauern über eine angespannte Situation: «In den Spitälern musste die Effizienz massiv gesteigert werden.» Dieser Druck werde sich mit den Fallpauschalen (DRG) wohl nur noch verschärfen: «Ich will die alten Zeiten nicht glorifizieren – aber heute schon kommen zum Beispiel die Gespräche mit den Patienten oder die Weiterbildung im Handwerk eindeutig zu kurz.» Wenn immer mehr in immer weniger Zeit erledigt werden müsse, liege das ja auf der Hand. So werde auch der Kostendruck mit DRG nur noch grösser – «und gleichzeitig schwebt immer das Damoklesschwert der Juristen über uns.»

Ein Unfall und ein Zufall

Perspektiven-Wechsel: War der Herr Professor selber auch schon mal Patient? «Eine richtige Operation hatte ich selber noch nie», antwortet er spontan. Und erzählt dann die Geschichte, wie er während seiner Zeit als Assistenz-Arzt Opfer eines Verkehrsunfalls und dann in jenes Spital eingeliefert wurde, in dem er damals arbeitete. Unter anderem war die Hüftpfanne gebrochen, der Chef wollte operieren. Laffer sprach sich mit Kollegen ab und entschied gegen eine Operation: «Nein, nein, Angst hatte ich keine – aber ich ging davon aus, dass das auch ohne Operation gut kommt.»

«Mich fragte damals niemand, wie viel ich arbeite, ich konnte mir meine Zeit noch selber einteilen.»

Und die gebrochene Hand? «Ach ja, die Mittelhand-Knochen mussten verschraubt werden. Aber das ist ja fast keine richtige Operation», sagt einer, der in der grossen Viszeral-Chirurgie heimisch ist. Und der eigentlich durch einen Zufall Chirurg geworden ist: «Eigentlich wollte ich zuerst ja Pfarrer und dann Landarzt werden», erinnert sich Urban Laffer amüsiert, «der Hausarzt meiner Eltern beeindruckte mich sehr, er machte seine Visiten noch zu Pferd.» Aber ein Unfall entschied anders.

In einem kleinen Regionalspital habe er als Unterassistent – noch vor der Abschlussprüfung also – Abenddienst leisten müssen, erzählt Laffer. Eines Abends sei ein Bauer gekommen, der sich bei einem Unfall mit einer Milchkanne drei Viertel der Zunge abgebissen habe. «Eigentlich hätte ich den Chef rufen müssen. Aber ich holte das Lehrbuch von Allgöwer und nähte die Zunge an.» Der Chef sei zuerst erschrocken. Als er dann aber das Resultat sah, habe er gesagt: «Sie müssen Chirurg werden.»

Lieber Standespolitiker als Politik

Chirurg ist Urban Laffer immer noch mit Begeisterung. Aber bloss zu etwa 40 Prozent. Den Rest seiner Zeit widmet er administrativen Aufgaben, seinen Funktionen als ärztlicher Leiter des Spitals, als Leiter seiner Klinik und als Standespolitiker. «All dies aber nicht in 10 Stunden pro Tag, gell», fügt er lachend bei.

Als Präsident der fmCh, der chirurgischen Dachgesellschaft, die 16 Fachgesellschaften vereint, ist Laffer ein Kämpfer: «Zum Beispiel müssen wir uns immer

wieder gegen die Grundversorger behaupten. Ihre Anliegen werden in der Ärztekammer, dem Ärzte-Parlament, ernster genommen als diejenigen der Spezialisten.» Spricht Laffer jetzt vom Lohn? «Ja, auch. Es ist einfach nicht richtig, dass die Grundversorger auf Kosten der Chirurgen mehr verdienen sollen, wir haben ein grösseres Risiko und eine grössere Verantwortung.»

Auch gelte es für ihn als Standespolitiker, für beruflichen Nachwuchs zu sorgen. Denn die Perspektiven seien düster: «In fünf Jahren werden wir in der Schweiz einen dramatischen Ärztemangel haben, bei Grundversorgern und Spezialisten, vor allem in Randregionen.» Oder anders gesagt, in gewohnt humorvoller Laffer-Manier: «Wenn ich mal ins Alter komme und krank werde, finde ich keinen Arzt mehr.»

Wer so spricht, könnte ja auch vom Standespolitiker zum Politiker werden wollen, wie dies zur Zeit unter anderem bei FMH-Präsident Jacques de Haller (SP) der Fall ist. Laffer missfallen solche Ambitionen, und er schreibt in seinem «Skalpell-Blog»* auch entschieden dagegen an. Dabei spielt die Partei-Zugehörigkeit offenbar nur eine sekundäre Rolle. Denn auch die Kandidatur seines Chirurgen-Kollegen Thierry Carrell (FDP) versteht er nicht: «Politik braucht Zeit – und die wird diesem begnadeten Chirurgen im Spital fehlen.» Für ihn selber also ist die Politik auch mit Blick auf die Pensionierung keine Option.

Urban Laffer wird dieses Jahr 65-jährig. Aber von Aufhören ist bei ihm noch keine Rede. Sein Stellvertreter wird in drei Jahren pensioniert, ein Stabwechsel zum jetzigen Zeitpunkt mache deshalb keinen Sinn. Vor allem aber: «Ich arbeite nach wie vor gern.» Zwölf Stunden pro Tag sind normal, sieben Tage die Woche die Regel, und dies seit Jahrzehnten. Dass dabei einiges auch zu kurz kommt oder gar auf der Strecke bleibt, ist klar. Bei Urban Laffer ist es, wie bei vielen anderen Ärzten auch, die Familie. Etwas wehmütig betrachtet er die Fotografie, die in seinem Büro hängt und ihn zusammen mit seinen drei Töchtern zeigt: «Ja, ich bedaure, dass ich für sie nicht mehr Zeit hatte.» Übrigens: Keine der drei wollte Ärztin werden.

Jetzt, gegen Abend, ist unter anderem noch ein Rundgang durch die Intensiv-Station angesagt. «Gegen halb acht Uhr komme ich in der Regel nach Hause.» Tischdecken, essen, Zeitung lesen – und um halb zehn Uhr ins Bett. Und schlafen, wenn nicht etwas dazwischenkommt. Diese Nacht zum Beispiel hat Urban Laffer Notfalldienst.

Und um 5 Uhr morgens sitzt er wieder in der Kirche an der Orgel.

Die nächste «Begegnung mit ...»

Am Ende jeden Monats stellt die Schweizerische Ärztezeitung eine Persönlichkeit vor, die sich im Gesundheitswesen engagiert. Im Juni schildert Daniel Lüthi seine Begegnung mit der Hausärztin Elisabeth Müller, die im Juni am Kongress des Kollegiums für Hausarztmedizin in Luzern als «Kopf des Jahres» ausgezeichnet wird.

* www.skalpell-blog.ch/